

Abend-Ausgabe.

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unentgeltlich eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Nationalistische Ueberspannung.

Es ist ein Maß in den Dingen, auch im nationalen Selbstbewußtsein. Wo die Grenze gezogen werden muß, wer wollte es ein für allemal mit Sicherheit bestimmen? Es hat Zeiten gegeben, in denen der nationale Gedanke sehr gering gewertet wurde. Unsere großen Dichter und Denker vor hundert Jahren sahen in der nationalen Schranke etwas, das überwinden werden muß, und blühten dem Ideal des Humanismus und des Weltbürgertums. Wer wollte leugnen, daß diese Tendenzen außerordentlich dazu mitgeholfen haben, menschliche Gerechtigkeit, Toleranz und gegenseitiges Vertrauen unter den Nationen zu fördern? Aber die napoleonische Zeit machte den kosmopolitischen Träumen ein unanfechtbares Ende. Man lernte neuerdings den Begriff der Nationalität viel tiefer als vorher erfassen, und man fühlte nun erst die Mahnung des Dichters in ihrem ganzen Ernst: „Ans Vaterland, ans Vaterland, schließ dich an!“ Der damals sich ankündigende Umschwung in der Einschätzung der nationalen Güter, der aus den Zeitumständen mit Notwendigkeit hervorging, hat allmählich von den Köpfen und Herzen der nachfolgenden Generationen Besitz ergriffen, und heute find wir soweit gekommen, daß die nationale Welle sich zu überschlagen droht. Die Vaterlandsliebe, diese oberste Voraussetzung jedes nationalen Lebens, jeder nationalen Selbständigkeit, ist vielfach zur nationalistischen Karikatur geworden. Man sieht in dem Stammesfremden nicht mehr den Menschen, mit dem sich nach Möglichkeit zu vertragen und zu verständigen auch eine Kulturpflicht ist, sondern einzig und allein den heimlichen Gegner oder den offenen Feind, den man nach Kräften schädigen, zurückdrängen, vielleicht vernichten muß.

Wer wollte leugnen, daß in dieser Entwicklung, so klar immer ihre Entstehung und ihre Beweggründe sein mögen, eine große Gefahr ebenso für den Fortschritt der menschlichen Gerechtigkeit, wie für den Bestand der einzelnen Staaten und Völker selbst gegeben ist? Solange der slavische oder der deutsche Gedanke als Reinde dient, um einen gemeinsamen Kulturmittelpunkt für die einzelnen Teile der angeblichen oder wirklichen Stammesverwandten zu schaffen, kann man mit dem Nationalismus oder mit dem Weltbürgertum noch eine Aufgabe in der Richtung fortschreitender Bildung und Gesittung verbinden, die den allgemeinen Zielen des menschlichen Geschlechts nicht widerspricht. Schlimmer würde die Sache schon, wenn aus der bloßen nur vorausgesetzten und behaupteten, nicht bewiesenen Stammeseinheit die weitere Forderung gezogen würde, daß nun alle zerstreuten Glieder einer Völkergemeinschaft auch zu einer politischen Einheit zusammengepackt werden müssen. Denn es liegt klar auf der Hand, daß bei der Vermischung und gegenseitigen Durchdringung der Bewohner des europäischen Festlandes eine reinliche Scheidung nach Nationalitäten unmöglich, das nationalpolitische Ziel also nur durch Anechtung und Unterdrückung anderer Stämme, und selbstverständlich nur durch blutige Kriege zu verwirklichen wäre. Es ist denn auch nicht weiter übersehbar, daß überall die Nationalisten, mögen sie einem Volkstum angehören, welchen sie wollen, zugleich ihren Beruf in der Kriegshetze erblicken. Das geht so weit, daß man heute Nationalisten und Kriegstreiber fast ohne weiteres identifizieren kann.

Und es liegt in der Natur der Dinge, daß die nationalpolitische Bewegung nicht bei den großen Völkergemeinschaften Europas halt-

macht. Sie überträgt sich auch auf die kleineren Stämme, ja auf die einzelnen Epitler. Besonders der Balkan mit seiner höchst gemischten Bevölkerung hat dafür die Belege gebracht. Man begnügte sich zuerst mit einem Abschneiden, als man von der großherbigen Bewegung hörte. Es sah aus, als sollte auf diese Weise die ganze nationalpolitische Richtung auf absurdum geführt werden. Aber heute kommt man darüber nicht mehr mit schonender Duldung hinweg. Was diesen kleinen Gemeinwesen fehlt, um ihre Ziele in offenem Kampf zu erreichen, das erlegen sie durch Heimtücke und Mord. Da sie sich nicht stark genug fühlen, um sich aus dem Kreise des österrömisches Staates ein ihnen vordringendes Stück Staat wenigstens in einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten tödlich zu treffen. So unfinnig die Attentate in Serajewo immer sein mochten, so felt sie doch, daß die nationalpolitische Verheerung mit einer gewissen inneren Notwendigkeit zu ihnen führen mußte. Die Brutalität in Serajewo ist eine reife Frucht vom künstlich hochgezüchteten Baume des Nationalismus und Chauvinismus. An ihr mögen die nationalpolitischen Führer und Verführer aller Staaten sehen, wohin sie eigentlich treiben und wie sich ihre zum Teil mit schönen Theorien begründeten Ziele in der rauhen Wirklichkeit ausnehmen.

Natürlich sind die Panlawisten ebenso wie die Nationalisten anderswo eifrig dabei, sich vor dem unangenehmen Zusammenhang mit einem Gavriloewitsch, Prinzip und ihren Morgenroffen frei zu machen. Aber es hilft nichts: Hier ist nur blutige Aufregungen, was Chauvinisten und Nationalisten mit Eifer geübt haben. Gewiß, so hatten sie es nicht gemeint. Wenn sie die Völker aufeinander heigten, dann glaubten sie in ihrer Art auch an die Güte ihrer Sache. Das beweisen wir nicht. Die verübten Attentate sind in ihrem wahrhaftigen Mörderverharn wahrhaftig gleichfalls überzeugt, ihrem nationalpolitischen Ideal gedient zu haben. Das sich jetzt die Welt der Bevölkerung gegen ihre Handstehen richtet, daß das Standrecht über Serajewo verhängt wird, daß schlimme Folgen an allen Ecken und Enden sich bemerkbar machen werden, was kümmert das sie? Das haben sie ja nicht gewollt. Aber jede Tat hat ihre Konsequenzen. Will man bessern, dann muß man in eigenen Hause beginnen. Dieser Tage erst konnte man im Anblick an die Regattarede des Kaisers eine offizielle Aufstellung über den deutlichen Chauvinismus lesen. Es wurde darin behauptet, daß wir in Sachen des Chauvinismus sein schlechteres Gewissen zu haben brauchen, als die übrigen Europäer. Das mag zutreffen, aber es ist nicht genug. Das deutsche Volk sollte es als eine Ehrenpflicht ansehen, auch auf diesem Gebiet den anderen Nationen ein leuchtendes Beispiel zu bieten und die Ueberpannung nationalitistischer und chauvinistischer Regungen als leiner unwürdig zu unterdrücken. Mit Recht wurde in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ gesagt: „Wir haben mehr als andere Nationen Anlaß, darüber zu wachen, daß uns durch Verhörungen, die unter dem Begriff Chauvinismus fallen, kein Nachteil erwächst.“ Und ebenso stimmen wir dem offiziellen Urteil zu, wenn es weiter schreibt: „Dem Chauvinismus ist unsere Nation nach wie vor abhold.“ Aber das hindert leider nicht, daß auch das deutsche Volk unter dem gemeinsamen Treiben überpannter Nationalisten und Chauvinisten zu leiden hat.

Der deutsche Kaiser als einziger Souverän bei der Wiener Trauerfeier.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

© Wien, 30. Juni.

Entgegen den früheren Bestimmungen wurde jetzt verfügt, daß der Leidenfeier für den Thronfolger Franz Ferdinand und die Herzogin von Hohenberg von fremden Souveränen nur Kaiser Wilhelm als Freund des Kaisers und des Thronfolgers beizuhören wird. Von der Teilnahme anderer Souveräne und deren Vertreter wird mit Rücksicht darauf Abstand genommen, daß man den Kaiser Franz Josef schonen will. Bei der Leidenfeier werden infolgedessen die fremden Staaten nur durch die höchsten Botschafter und Gesandten vertreten sein. Ob Kaiser Wilhelm auch der Beisehung der Leiche in Krakau teilnehmen wird, ist noch nicht festzulegen.

Die Dreadnoughtfahrt des toten Erzherzogs. Einschiffung der Leichen des Thronfolgerpaars auf dem „Viribus Unitis“.

© Wien, 30. Juni.

Die Leichen des Erzherzogs Franz Ferdinand und der Herzogin v. Hohenberg sind heute hier eingeschifft. Die Bevölkerung des balmatischen Varenanagebietes hatte schon gestern die Vorbereitungen für eine würdevolle feile Trauerkundgebung getroffen. In der Stadt Metkowitz sind alle Käufer schwarz beflaggt, die Straßenlaternen sind umfarr und die Fahnen auf Halbmast. Heute früh 6 Uhr langten die beiden Leichen mittels Sanderzuges aus Serajewo hier ein. Mit dem gleichen Zuge war auch der ganze Hofstaat der Verleblichen eingeschifft. Am Bahnhof hatten sich außer einer Ehrenkompanie und einer Abteilung Kriegsmarinemannschaft eingefunden: der Statthalter, sämtliche Beamten der Stadtbehörden, Offiziere, Geistliche beider Konfessionen, höhere Staatsbeamten, der italienische Konsularbeamte und Vertreter der Gemeinden. Die Schuljugend und die gesamte Bevölkerung von Metkowitz bildeten Ehrenpavillon und von dem fahrlässigen Geistlichen von Metkowitz unter dem Gelächte aller Kirchenglieder eingeseigt und sofort unter gedämpftem Trommelwirbel der Ehrenkompanie auf die Kriegsjacht „Dalmat“ getragen. Der Sarg des Erzherzogs wurde mit der Kriegssflagge und der erzherzoglichen Standarte, der Sarg der Herzogin v. Hohenberg mit der Kriegssflagge bedeckt. Statthalter Graf Altens legte an der Bahre des Erzherzogs einen Lorbeerkranz mit Palmten, an der Bahre der Herzogin ein prachtvolles Blumenkranz nieder. Die Namen von Metkowitz und seiner die Offiziere des 16. Armeekorps, sowie die Staatsbeamten, legten an den Särgen Kranze nieder. Hierauf wurden zahlreiche Blumenkränze aus dem Hofzuge herübergetragen und die Kriegsjacht mit ihnen bedeckt. Unter Abkürzung einer Generalfahrt der Ehrenkompanie setzte sich das Schiff langsam in Bewegung. An Bord der Jacht hatte sich außer dem Hofstaat außer dem Hofstaat der Statthalter begeben, der die Leichen während der Fahrt auf dalmatinischen Gebiet als Landesbesitzer begleitete. Dem Schiffe fuhr ein Torpedoboot voraus, die Statthalterjacht folgte nach. In allen Gemeinden und Ortschaften längs des Varentaufers, die reichen Trauerkränze trugen, hatte die ganze

Der Tod einer Sklavin.

Eine wahre Geschichte aus Russland.

Von (Nachdruck verboten.)

Paul Barchan (Petersburg).

Ihr Schatz war, was ein Schatz so ist — Soldat war er. Und er verbrach, was ein Schatz so gerne verbricht: Liebe und Treue und manch buntes Tuch. Ja, noch mehr verbrach er: Denn er war — und das erob ihm hoch über alle anderen Kränkungs der Straße und machte ihn bei allen Mädchen so begehr — von der Automobillieferung war er. Was war das auch für ein Kerl, der Wasser trank, kammig und — ja, der Teufel sah in ihm und in der Maschine drin! Und wenn er den Dienst hinter sich hat, da nimmt man ihn als herrschaftlichen Chauffeur und es wird gehähet, oder er fährt sie heimlich im herrschaftlichen Motor spazieren. Es war nicht auszubedenken. Und Katja, die siebzehnjährige, sorglose, dralle Katja, blond mit blühenden Augen, Stubeinmädchen und aus dem Wladimirsch Gouvemement, ging umher wie im Traume und wie nicht von eigenen Füßen getragen.

„Gutes, ein Jahr verging, der Dienst war un, Chauffeur ward er auch, doch es wollte nicht recht werden. Da suchte man ihn zu: Waffel hält es mit andern, und er will hoch hinaus. Katjas Herz war wie an die Luft geflogen, betäubt und kopflos wachte sie kaum, was sie verrichtete, die ganze Welt ward verarmt. Und am dritten Tage, da presste sie das Herz zusammen und telephonierte ihn an, während die Herrschaften ausgegangen waren. Sie war kleinlaut, verzagt und sprach aus tausend Wüten und ägerrnd: „Hör, Wajja, man spricht davon...“ „Wenn man spricht, so wird es wohl wahr sein. Und deine Wimmel kannst du sein lassen.“

gerade in der Küche, findet den „erlösenden Tod“ und gießt ihn unter die Wasserleitung. Katja weilt und ein paar Tage lang ist nichts los. Doch die Schlinge der Verzweiflung wird wieder enger. Und bald hat Katja den erlösenden Tod in der Pfetsche wieder eingekauft. Und morgen soll es geschehen.

Der frühe Morgen des klaffenden letzten Tages war am Anbrechen und Katja ging schon, auf nüchternen, noch nicht gefestigten Beinen, freitend und wie entrückt, zur Frühmesse. Dann verbrichtete sie ihre Morgenarbeit, gewissenhaft bis auf die Spitze. Letzte den Teufel; reines Licht, Servietten, Butterflögelchen, frische Kaltschnitten, französische Semmel, kalte Sahne, heiße Milch, blühende Gläser, blühblau verfilberte Teemaschine. Mit mütterlichen Händen ordnete sie alles, verneigte sich vor dem Gebetfenster: „Leb wohl, meine Teuren, zum Letzten!“ Dann kamen die Herrschaften und tranken ihren Morgentee. Auch Katja ging nach der Küche, setzte sich zur Arbeit und Amme, und sie tranken langsam, ernst und bedächtig, was sie daheim im Dorf, ihren Tee aus ihren Bechern und aher das weiße Nöhndrot mit Rosinen dazu. Man sah schweigend und feierlich da, und beim dritten Becher begann man das bevorstehende Ereignis zu besprechen. Alle hatten die Katja, die gut und still war, sehr lieb, und Köchin und Amme berieten mit ihr die Sache wohlwollend und teilnehmend, so, wie wenn auch sie zusammen mit ihr in den erlösenden Tod gingen.

Das Frühstück ist um 1 Uhr, sie räumte noch rasch das Schlafzimmern der Herrschaften auf, legte ihren Sonntagstanz an, ein Lächeln um den Kopf und machte sich auf, Abschiedselnde abzuklappen: in der Dornröschkammer, beim Portier, im Kleinwarenladen und in den bescheidenen Küchen der herrschaftlichen Wohnungen des Hauses. Sie tritt ein, bleibt dicht an der Tür, so anders als sonst stehen, schweigend und geheimnisvoll abwartend. Nach einer Pause sagt sie dumpf: „Abschied nehmen bin ich gekommen.“

„Was? fährt in die Heimat, ins Dorf?“ kommt es gleichmäßig zurück. Doch Katja spricht die dunklen Worte: „Sterben geht ich.“ „So, sterben?“ „Man ist sehr interessiert.“ „Es ist keine Möglichkeit mehr zu leben.“ Die Verzweiflung entbricht sich ihr. „Väterlich klingt es zurück: „Man hat dich getränkt!“ Doch hier verläßt die Bauerndirne der Trost und sie beginnt zu heulen:

„Wajja hat mich betrogen.“ „Im der Katja und Wajjiss Liebe wußten alle: „Ja, ja, eine Verheerung; der Schelm, der Wajja.“

Sie trocknet mit der Schürze die Augen, und das Weinen legt sich und verebelt. Sie bekreuzigt sich. „Nun, lebst wohl, verzeiht mir Sünderin,“ und sie verneigt sich tief. Man verneigt sich auch vor ihr tief: „Verzeih du uns Sündern. Leb wohl.“

Man bekreuzigt sie, und sie geht. Das alles geschieht mit großer Selbstverständlichkeit, geht glatt von statten, als wäre es vor langer Hand eintudiert. Man war miteinander und sich selbst zufrieden. Man fühlte sich geloben, und feiertagsstimmung herrschte auf dem Hofe und große Erbautheit. Nach dem Frühstück, als die Herrschaften ausgegangen waren, kam die jüngere Schwester, kaum sechzehnjährig, ein frischer, draller, etwas kurz getaner Balg, mit neugierigen, mäglichen Augen und einem unbefähigen Bienen unter der herabhangenden Bluse. Ihr nun, die des Schreibens kundig ist, distierte Katja die Abschiedsbrieve: an die Herrschaften, an die Eltern daheim, im Dorfe, an die Befindgenossen. Alle Welt hat sie um Verzweiflung für die Umstände, die sie mit ihrem Tode machte, und für ihre Sünden, für die sie büßen geht, sie dankte für die Wohlthaten und warnte vor den Mäthern. Das Schreiben ist eine harte Arbeit, und es dauerte lange, selbst wenn man es gelernt hat und in den Händen sich eines Rufes erfreut. Auch das Diktieren ist ein feierlicher und spannen-der Vorgang angeht einer jo geheimnisvollen Macht wie das Schreiben. Ein paar Stunden dauerte die Anbahn. Die Köchin und die Amme waren auch in die Kammer tief eingetreten und hörten ergriffen zu, wie Katja die Abschiedsbrieve an sie distierte.

Man besprach noch einmal die erhebende Sache. Die Hauptfrage war, daß die Herrschaften nichts merken; denen ist nicht zu trauen. Es war eine regelrechte Verschwörung. Katja ging den Tisch bedien, eine stille Heldin und anerkannter Märtyrerin. Die anderen in der Küche waren mit Hochspannung geladert. Am resoluteften war die Köchin, die Amme war gerührt und ergriffen; der Balg von einer Schwester ganz verzückt. Wie beherrschten die Waise!

Katja trug die Suppe auf, verläßt und im ganzen Körper eine lähmende Erregung. Und als sie wieder in der Küche war, sagte sie (es ist wörtlich wiedergegeben): „Nun noch zwei Gänge zu leben geliebet.“ Nach dem Braten kam sie mit lieben Worten: „Lebt ihr mir nun noch das Eis geliebet.“ „Als auch dies dahin war, entrang es sich ihr: „Und nun, mit Gott.“